

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Auf seinem Sterbebett schreibt John Ames einen Brief an seinen siebenjährigen Sohn. Seit Generationen lebt die Familie in Gilead, waren die Männer Pastoren. Der Großvater half schwarzen Sklaven in die Freiheit, der Vater versuchte das Leben der Menschen in der Dürrekatastrophe erträglich zu machen. Sie lebten eng verwoben mit den Menschen und waren getrieben von einer unerbittlichen Sehnsucht nach Versöhnung.

Mit visionärer Kraft und sprachlicher Eindringlichkeit erzählt Marilynne Robinson von der Ungeheuerlichkeit des Lebens, das wir erst in der Rückschau begreifen. Und wie John Ames fühlen wir uns im Blitz dieser Einsicht weniger allein. Dieser Trost macht ihre Bücher so einzigartig.

»Alles, was du verlierst, schreibt Robinson, gibt dir die Sehnsucht wieder, und auf diese eigensinnige, stille Weise gestaltet sie eine schöne und geheimnisvolle Welt.«

Judith Hermann, Literaturspiegel

Marilynne Robinson ist eine der großen Stimmen Amerikas. Für ihre Romane hat sie fast jeden Literaturpreis der USA gewonnen, für »Gilead«, den Auftakt ihrer berühmten Trilogie, sogar gleichzeitig den Pulitzer Prize wie den National Book Critics Circle Award. Es folgten »Zuhause« und »Lila«. Seit Präsident Obama im Wahlkampf durch Iowa kam und ihre Bücher las, stehen sie ständig in Kontakt, und Obama interviewte sie für die »New York Review of Books«. Die Gilead-Romane liegen vollständig auf Deutsch im S. Fischer Verlag vor. Robinson ist 1943 geboren und lebt heute in Iowa.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

MARILYNNE ROBINSON

GILEAD

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Uda Strätling

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, November 2018

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
»Gilead« bei Farrar, Straus and Giroux, New York
Copyright © 2004 by Marilynne Robinson

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-03446-8

Gestern Abend habe ich dir gesagt, dass ich eines schönen Tages vielleicht gehen müsste, und du meintest, Wohin, und ich sagte, Zu unserem lieben Herrn, und du meintest, Wieso, und ich sagte, Weil ich alt bin, und da hast du gesagt, Gar nicht. Und du hast deine Hand in meine geschoben und gesagt, Du bist gar nicht so alt, als wäre damit alles geklärt. Ich habe dir gesagt, dass dein Leben vielleicht ganz anders sein würde als meines und als dein Leben hier bei mir und dass es ein prima Leben sein würde, weil es so viele Arten gebe, ein gutes Leben zu leben. Und du hast gesagt, Das hat mir Mama doch schon gesagt. Und dann hast du gesagt, Lach nicht!, weil du glaubtest, ich lachte dich aus. Du hast hochgelangt und mir die Finger auf die Lippen gelegt und mich mit diesem Blick angesehen, den ich in meinem ganzen Leben auf keinem Gesicht sonst gesehen habe als dem deiner Mutter. Es ist eine Art wilder Stolz, brennend und streng. Ich staune immer ein bisschen, dass es mir nicht die Augenbrauen versengt, wenn mich ein solcher Blick straft. Er wird mir fehlen.

Es scheint unsinnig, anzunehmen, dass den Toten irgendetwas fehlen könnte. Wenn du dies als erwachsener Mann liest – und so ist dieser Brief ja gedacht –, werde ich

lange schon fort sein. Ich werde über das Totsein so ziemlich alles wissen, was man wissen kann, es aber wahrscheinlich für mich behalten. So scheint es vorgesehen.

Ich kann dir gar nicht sagen, wie oft mich Leute gefragt haben, wie das ist mit dem Tod, manchmal keine zwei Stunden, bevor sie von ganz alleine dahinterkommen würden. Schon, als ich noch ein ganz junger Mann war, fragten mich selbst Menschen so alt, wie ich es jetzt bin, danach, packten meine Hände und sahen mir mit ihren alten, trüben Augen in die Augen, als wüssten sie, dass ich es weiß, und als würden sie mich *zwingen*, es ihnen zu sagen. Ich sagte dann meist, es wäre wie heimkehren. Denn in dieser Welt sind und bleiben wir heimatlos, sagte ich meist, dann ging ich die Straße wieder zu diesem alten Haus hinab, machte mir Kaffee und ein Spiegelei-Toast und hörte, als ich schließlich eines besaß, Radio, und zwar meist im Dunkeln. Kannst du dich an dieses Haus erinnern? Ich denke schon, ein bisschen. Ich bin in Pfarrhäusern großgeworden. In diesem habe ich fast mein ganzes Leben gelebt, und in vielen anderen war ich zu Gast, weil die Freunde meines Vaters und ein Großteil der Verwandtschaft ebenfalls in Pfarrhäusern lebten. Und wenn ich überhaupt einmal drüber nachdachte damals, was nicht oft der Fall war, fand ich dieses von allen das schlimmste, zugig und trostlos wie kein andres. So war es damals um mich bestellt. An diesem alten Haus ist nicht das Geringste auszusetzen, aber ich war eben darin ganz allein. Und das machte es für mich fremd. Ich war damals in der Welt heimatlos, keine Frage. Jetzt nicht mehr.

Und nun muss ich hören, dass mein Herz langsam versagt. Der Arzt sprach von »Angina pectoris«, was ein bisschen einen theologischen Beiklang hat, wie *Misericordia*. Nun, in meinem Alter muss man mit derlei rechnen. Mein Vater ist alt geworden, aber seine Schwestern haben nicht so arg lange gelebt, eigentlich. Also kann ich nur dankbar sein. Ich bedauere allerdings, dass ich deiner Mutter und dir fast nichts hinterlassen kann. Ein paar alte Bücher, die sicher niemand sonst haben will. Ich habe nie sehr viel Geld bekommen, und auf das Geld, das da war, habe ich nie sehr geachtet. Ich hätte mir nie träumen lassen, dass ich eine Frau und ein Kind zurücklassen könnte, glaub mir. Hätte ich es geahnt, wäre ich ein besserer Vater gewesen. Ich hätte vorgesorgt.

Das wollte ich dir vor allem sagen: wie sehr ich die schweren Zeiten bedauere, die du und deine Mutter gewiss durchgemacht habt, ohne nennenswerte Hilfe von mir, außer Gebeten, und ich bete immerzu. Das habe ich getan, als ich lebte, und das tue ich noch – wenn das nächste Leben danach ist.

Ich höre dich mit deiner Mutter reden: dich fragen, sie antworten. Ich höre nicht, was ihr sagt, nur eure Stimmen. Du schläfst abends ungern ein, und jeden Abend muss sie dich wieder von neuem dazu bereden. Nie höre ich sie sonst singen, nur abends im Zimmer nebenan, wenn sie dich in den Schlaf lullt. Und ich weiß nie, was sie da singt. Sie tut es sehr leise. Für mich klingt es schön, aber wenn ich das sage, lacht sie.

Ich weiß nicht mehr recht, was schön ist. Neulich bin ich auf der Straße an zwei jungen Burschen vorbeigekommen. Ich weiß, wer sie sind, sie arbeiten in der Auto-

werkstatt. Es sind keine Kirchgänger, beide nicht, einfach anständige junge Gauner, die andauernd Witze reißen müssen, und da standen sie also, lehnten in der Sonne mit dem Rücken an der Werkstattwand und steckten sich ihre Zigaretten an. Immer starren sie so vor schwarzer Ölschmiere und stinken sie so nach Benzin, dass ich mich frage, warum sie nicht selbst Feuer fangen. Sie plänkelten, wie sie es gern tun, und lachten auf ihre dreckige Art. Und ich fand es schön. Menschen lachen zu sehen ist ein erstaunlicher Anblick: wie es sie irgendwie überkommt. Manchmal müssen sie regelrecht dagegen ankämpfen. Das sehe ich in der Kirche oft genug. Ich frage mich, was das ist und wo es herkommt, und ich frage mich, was der Körper da ausschüttet, dass man nicht anders kann, bis man nicht mehr kann, ähnlich wie beim Weinen, eigentlich, nur dass man sich leichter vor Lachen ausschüttet.

Als sie mich kommen sahen, war natürlich Schluss mit der Witzelei, aber ich sah sie weiter in sich hineinlachen bei der Vorstellung, was der alte Prediger sie um ein Haar hatte sagen hören.

Ich hätte ihnen gern gesagt, dass ich genauso viel für Witze übrig habe wie jedermann sonst. Es hat in meinem Leben viele Gelegenheiten gegeben, wo ich das gern gesagt hätte. Aber das wollen die Leute nicht hören. Sie wollen dich ein bisschen entrückt haben. Ich hätte gern gesagt, Ich sterbe, und es wird für mich zum Lachen nicht mehr viel Gelegenheit geben, zumindest nicht in dieser Welt. Aber dann wären sie wahrscheinlich bloß sehr ernst und höflich geworden. Ich behalte meinen Gesundheitszustand noch möglichst für mich. Für einen, der stirbt, geht es mir ja eigentlich gut, und das ist ein Segen. Deine Mutter weiß

natürlich Bescheid. Sie meinte, wenn es mir aber doch gut gehe, irre sich der Doktor vielleicht. Aber irren kann er sich in meinem Alter nur bedingt.

Das ist wirklich kurios an einem solchen Leben, an einem geistlichen Amt. Die Leute wechseln in deiner Gegenwart gleich das Thema. Und dann kommen aber genau dieselben Leute zu dir ins Kirchenbüro und erzählen dir die erstaunlichsten Dinge. Im Leben spielt sich vieles im Verborgenen ab, das weiß jeder. Viel Böswilligkeit und Grauen und Schuld – und viel Einsamkeit, wo du es gar nicht vermutest.

Der Vater meiner Mutter war Geistlicher und auch der Vater meines Vaters und dessen Vater davor, und was davor war, weiß niemand, aber ich kann es mir denken. Das geistliche Leben war ihnen zweite Natur, wie es das auch für mich ist. Es waren gute Menschen, und wenn es eines gibt, was ich von ihnen hätte lernen müssen, aber nicht gelernt habe, dann, meinen Zorn im Zaum zu halten. So weise müsste ich längst geworden sein. Selbst jetzt, wo schon ein flatternder Puls mich an die Letzten Dinge ermahnt, verliere ich noch die Beherrschung, wenn eine Schublade klemmt oder ich meine Brille verlegt habe. Das sage ich dir, damit du bei dir selbst darauf achten kannst.

Ein bisschen zu viel Zorn nur, zu oft oder zur Unzeit, kann mehr zerstören, als du dir überhaupt vorstellen kannst. Vor allem achte auf deine Worte. »Siehe, ein kleines Feuer, welch einen Wald zündet's an! Und die Zunge ist auch ein Feuer« – wahrlich, so ist es. Als mein Vater alt war, hat er mir genau das in einem Brief geschrieben. Den ich, wohl-

gemerkt, verbrannt habe. Ich habe ihn kurzerhand in den Ofen geworfen. Das hat mich seinerzeit weit mehr überrascht – als jetzt im Rückblick.

Ich denke, ich werde es mal mit der ungeschönten Wahrheit wagen. Also, und das sage ich mit dem größten Respekt. Mein Vater war ein Mann, der sich von Prinzipien leiten ließ, das sagte er selbst. Er handelte getreu dem Glauben, wie er ihn verstand. Aber irgendetwas an der Art, wie er ihn lebte, machte ihn von Zeit zu Zeit enttäuschend, und das nicht nur für mich. Das sage ich trotz der großen Sorgfalt, mit der er mich aufzog, wofür ich ewig in seiner Schuld stehe, obwohl er das selbst bestreiten würde, Gott hab ihn selig. Ich jedenfalls habe ihn gewiss enttäuscht. Das ist schon bemerkenswert, wenn man's bedenkt. Wir meinten es schließlich gut miteinander.

Denn mit sehenden Augen sehen sie nicht, und mit hörenden Ohren hören sie nicht; denn sie verstehen es nicht, so steht es geschrieben. Ich kann nicht behaupten, dass ich den Vers verstehe, sooft ich ihn auch gehört und für meine eigenen Predigten verwandt habe. Es ist schlicht eine zutiefst rätselhafte Feststellung. Man kann etwas zu Tode kennen und doch nicht das Geringste davon wissen. Da glaubt ein Mann seinen Vater zu kennen, seinen Sohn, und doch verbindet sie womöglich nichts als Loyalität und Liebe und gegenseitiges Unverständnis.

Das erwähne ich deshalb, weil Menschen, die Grund sehen, dich zu bedauern, dir oftmals Trotz und Zorn unterstellen werden und das in allem erkennen wollen, was du tust, selbst wenn du nur still und leise dem Leben deiner Wahl nachgehst. Sie geben dir Selbstzweifel ein, und die können, je nachdem, zur ernsten Irritation werden und dir

viel Zeit rauben. Ich wünschte, ich hätte das eher begriffen. Schon darüber nachzudenken ärgert mich etwas. Auch Ärger ist eine Form von Zorn; ich weiß.

Ein großer Vorteil der Berufung ist, dass sie eine innere Sammlung begünstigt. Du entwickelst ein ganz gutes Gespür dafür, was von dir verlangt ist und was du vernachlässigen kannst. Wenn ich überhaupt einen weisen Rat für dich habe, dann vor allem den.

Du segnest unser Heim nun seit knapp sieben Jahren, noch dazu recht mageren Jahren, so spät in meinem Leben. Es war mir nicht möglich, noch bessere Vorkehrungen für euch zwei zu treffen. Aber es beschäftigt mich, und ich bete. Ich mache mir deswegen Gedanken. Das sollst du wissen.

Wir erleben einen trefflichen Frühling, und heute ist wieder ein vortrefflicher Tag. Du bist fast zu spät zur Schule aufgebrochen. Wir haben dich auf einen Stuhl gestellt, und du hast ein Marmeladentoast gegessen, während deine Mutter dir die Schuhe geputzt hat und ich dir die Haare kämmte. Du hattest noch eine ganze Seite Rechenaufgaben, die du gestern Abend hättest machen müssen, und heute Morgen hast du dafür ewig gebraucht, bemüht, alle Ziffern richtig herum zu schreiben. Du bist wie deine Mutter: in allem so ernst. Unsere alten Männer nennen dich Diakon, aber der Ernst kommt nicht allein von meiner Seite. So wie bei ihr habe ich ihn noch nie erlebt. Na ja, abgesehen von meinem Großvater. Ihren Ernst empfand ich halb als Trauer, halb als Ingrim, und ich fragte mich, was in aller Welt ihren Augen diesen Ausdruck verliehen haben

mochte. Und dann, du warst ungefähr drei, ein Dreikäsehoch nur, bin ich eines Morgens ins Kinderzimmer gekommen, und du hocktest im Sonnenlicht in deinem Schlafanzug mit der Poklappe auf dem Fußboden und versuchtest, einen zerbrochenen Wachsstift zu kitteln. Du hast zu mir hochgesehen, und es war genau ihr Blick. An diesen Moment habe ich seither häufig gedacht. Ich sage dir, mir war es, als blicktest du auf ein Leben, auf Nöte zurück, die du nie, so bete ich, wirst erleben müssen, und als fordertest du mich auf, mich gefälligst zu rechtfertigen.

»Du bist genau wie die Alten da in der Bibel«, sagt deine Mutter zu mir, und da wäre etwas dran, wenn ich nur einhundertzwanzig Jahre leben und es zu ein paar Rindern und Ochsen und Knechten und Mägden bringen könnte. Mein Vater hat mir einen Beruf vermacht, der zufällig meiner Berufung entsprach. Aber im Grunde war mir das alles längst zur zweiten Natur geworden; ich bin damit großgeworden. Das wirst du sehr wahrscheinlich nicht.

Ich sah eine Seifenblase an meinem Fenster vorbeischweben, dick und fett wabbelnd und zu fast diesem Libellenblau kurz vorm Platzen gereift. Ich blickte in den Garten hinunter, und da wart ihr, du und deine Mutter, pustetet der Katze Seifenblasen zu, ein solches Sperrfeuer, dass das arme Tier vor lauter Gelegenheiten ganz außer sich war. Sie machte richtiggehend Luftsprünge, unsere sonst so süßfisante Soapy! Ein paar Blasen stiegen durch die Zweige bis ganz über die Bäume hinauf. Aber ihr beide wart zu sehr mit der Katze beschäftigt, um die himmlischen Folgen eurer irdischen Bemühungen zu sehen. Sie waren sehr schön.

Deine Mutter trug dabei ihr blaues Kleid, und du lagst in deinem roten Hemd im Gras auf den Knien mit Soapy dazwischen und den schillernden Blasen über euch und dem hellen Gelächter. Ach, dieses Leben, diese Welt.

Deine Mutter hat dir gesagt, ich schriebe deine Vätergeschichte, und dir gefiel die Vorstellung wohl. Also gut. Was soll ich dir berichten? Ich, John Ames, wurde im Jahr des Herrn 1880 im Bundesstaat Kansas als Sohn von John Ames und Martha Turner Ames, Enkelsohn von John Ames und Margaret Todd Ames geboren. Ich lebe, da ich dies niederschreibe, seit sechsundsiebzig Jahren, vierundsiebzig davon hier in Gilead, Iowa, abgesehen von meiner Zeit am College und am Predigerseminar.

Was soll ich dir weiter sagen?

Als ich zwölf war, pilgerte mein Vater mit mir zum Grab meines Großvaters. Damals lebte meine Familie seit etwa zehn Jahren hier in Gilead, mein Vater diente der hiesigen Kirche. Sein Vater, der ursprünglich aus Maine stammte und in den 1830ern ins Kansas Territory übersiedelte, lebte, nachdem er aus dem Amt verabschiedet worden war, noch einige Jahre bei uns. Dann machte er sich davon, um als Wanderprediger oder so ähnlich die frohe Botschaft zu verkünden, jedenfalls glaubten wir das. Er starb in Kansas und wurde dort begraben, in der Nähe einer weitgehend aufgelassenen Siedlung. Eine Dürre hatte auch noch die fast sämtlich vertrieben, die nicht schon längst näher an die Bahnstrecke gezogen waren. Es hatte dort bestimmt

immer nur die eine Siedlung gegeben; wir sprechen hier schließlich von Kansas, wo die Menschen, die sich hier ursprünglich niedergelassen hatten, als Anhänger der Free Soil Party nicht unbedingt in längeren Zeiträumen dachten. Ich verwende den Ausdruck »gottverlassen« wirklich nicht oft, aber wenn ich an diesen Ort zurückdenke, dann drängt sich das Wort unweigerlich auf. Mein Vater brauchte Monate, um den alten Mann aufzuspüren, viele schriftliche Anfragen bei Kirchen und Zeitungen usw. Er gab sich die allergrößte Mühe. Schließlich antwortete jemand auf einen solchen Brief, schickte ein kleines Päckchen mit einer Taschenuhr und einer zerfledderten Bibel und einer Reihe von Briefen, einem Bruchteil nur, wie ich später erfuhr, der Anfragen meines Vaters, die dem alten Mann wahrscheinlich von Leuten überreicht wurden, die glaubten, ihn damit zur Rückkehr bewegt zu haben.

Meinen Vater schmerzte zutiefst, dass die letzten Worte, die er an seinen Vater gerichtet hatte, sehr zornige Worte gewesen waren und dass es in diesem Leben zwischen ihnen keine Versöhnung mehr geben konnte. Er ehrte seinen Vater im Großen und Ganzen durchaus, und er konnte nur schwer damit leben, dass es zwischen ihnen so geendet hatte.

Das war 1892, und entsprechend mühsam war damals das Reisen. Wir legten von dem Weg so viel als möglich mit der Bahn zurück, dann mietete mein Vater ein zweispänniges Fuhrwerk. Das war übertrieben, aber etwas anderes war einfach nicht zu bekommen. Irgendwo schickte man uns in die falsche Richtung, wir kamen vom Weg ab und hatten solche Not, die Pferde noch ordentlich zu tränken, dass wir sie auf einer Farm unterstellen mussten und zu Fuß weiterzogen. Die Wege waren ohnehin schlimm:

zu Staub zermalmt, wo sie viel benutzt waren, bucklig und verbacken, wo nicht. Mein Vater trug in einem Sack ein paar Geräte bei sich, damit er das Grab ein wenig herrichten könnte, ich trug den Proviant – Hartbrot und Dörrfleisch und die paar kleinen gelben Äpfel, die wir hier und da am Weg auflasen – und die Hemden und Socken zum Wechseln, alle inzwischen längst verdreckt.

Er hatte damals eigentlich gar nicht die Mittel für die Reise, aber weil ihm die Sache keine Ruhe ließ, hatte er nicht warten wollen, bis er genug ansparen könnte. Ich sagte, ich müsse mit, und das akzeptierte er, obwohl es vieles erschwerte. Meine Mutter hatte gelesen, wie schlimm die Dürre weiter westlich war, und sie war gar nicht erbaut, als er sagte, er wolle mich mitnehmen. Er sagte ihr, es werde lehrreich sein, und das war es allerdings. Mein Vater war entschlossen, das Grab zu finden, koste es, was es wolle. Noch nie in meinem Leben hatte ich mir Gedanken darüber machen müssen, wo ich den nächsten Schluck Wasser hernehmen sollte, und dass ich das seither nicht mehr gemusst habe, betrachte ich als großen Segen. Es gab Zeiten, da glaubte ich wirklich, wir würden uns in der Wildnis verlieren und sterben. Einmal, als mein Vater mir aufgelesenes Feuerholz auf die Arme packte, sagte er, wir wären wie Abraham und Isaak auf dem Weg zum Berg Morija. Genau dasselbe hatte ich auch gedacht.

[...]